

7. Nachwort von David Wohnlich

*Das konkrete Wort, ebenso wie das abstrakte als solches allein behält eine innere Hinordnung zur materia, zur Vielfältigkeit desselben, zu Quantität, zu Raum und Zeit bei. Denn das Etwas, das im konkreten Namen mitgedacht wird als von seiner Artigkeit verschieden, und auf das der Inhalt des abstrakten Namens hinbezogen bleibt, ist die materia. Der Grund dieser Erscheinung in all unseren menschlichen Worten ist (...) verständlich: es offenbart sich in ihr die Herkunft unserer Erkenntnis aus der Sinnlichkeit als ihrer bleibenden Grundlage.
Karl Rahner, „Geist in Welt“ II,3, „Abstractio“, Innsbruck / Leipzig 1939*

Von Dorothea Deimann um ein Nachwort gebeten zu werden ist so schmeichelhaft wie ein solches nicht zu leisten ist. Ich reihe Dorothea in die Reihe der Dichterinnen ein, die mich begleitet und beglückt und – ich gebe es zu – erotisch angerührt haben. Ich nenne einige und nur einige: Nelly Sachs, Rose Ausländer, Christine Lavant, Marie Luise Kaschnitz. Zu ihnen ein Nachwort zu schreiben ist mir unmöglich; selbst Mitworte fielen mir schwer. Ihrer Sinnlichkeit als bleibender Grundlage der Herkunft unserer Erkenntnis nun gleichsam lediglich konkrete Wortnamen hinterherzustammeln kommt mir

barbarisch vor, anmaßend, in einem primitiven Verständnis von Männlichkeit männlich.

Aber etwas kann ich dennoch tun für meine Freundin. Ich kann Lesehilfen anbieten, erzählen, was mir einfällt bei den Gedichten – nicht, um meine Einfälle anderen zu implantieren, sondern um die unbändige Lust darauf zu wecken, sich selber in den Gedichten zu tummeln, sich in ihnen zu entdecken, sie für sich und für andere zu denken und zu sagen und hinzudenken und hinzusagen.

„Dir pocht das Nichtgewordensein“. Der Titel des Gedichtes, aus dem diese Zeile stammt, ist „Spring“ (Seite 65). Sofort fühle ich mich an John Updike erinnert („Spring doch!“), finde auch Parallelen. Zwei Welten – die der Geborenen und der Ungeborenen. Warum aber und wie kann das Ungewordensein pochen? Pochen ist ja handeln, wie kann ein Ungewordenes je handeln?

Nichts ist gewagter als ein Frühlingsgedicht. Bei Dorothea ist der Frühling ein ziemlich dummer Kerl; er weiß nichts vom Altern und ist gerade durch sein Nichtwissen „zaubrisch“, vieles vermögend wie Parsifal. Aber eines vermag er nicht: sein Werden zu umgehen. Denn es pocht in ihm das Nichtgewordensein, was in unserem Verständnis pocht ist der „alte schleim'ge Muskel Herz“ (Paul Meidinger), wir denken uns ein Herz, wenn wir „pochen“ lesen.

Es liegt hier ein Widerspruch vor: Was nicht geworden ist, kann auch nicht pochen. Aber hier pocht das Nichtgewordensein. Der offensichtliche Widerspruch verlangt nach einer Erklärung. Und sie kommt, eingeleitet mit einem einzigen Wortnamen in einer einzigen Zeile: „weil“. Und nun, liebe Leserin, lieber Leser, entlasse ich Sie aus meiner Analyse, überlasse Sie sich selber, denn ich werde zwar von Dorothea für dieses Mitwort mit einem dieser unvergleichlichen Abendessen entlohnt; dies schließt aber keineswegs ein, dass ich auch für Sie denken und fühlen muß. Und das werden Sie auch nicht wollen, denn Sie sind ja im Schutz dieser Gedichte, so sehr eingeschmiegt in das Silbergrau der Wiegewipfel der Weiden, dass sich die Sorge darüber, dass Sie stürzen könnten, verflüchtigt (Seite 106).

Wer wie ich zum Schwärmen neigt, darf dies – finde ich – bis ungefähr Mitte 30 unbehindert tun, von A bis Z, von Arendt über Bach, Celan, Deimann, Ehrlich, Freidig, Grosz, Hiltbrunner, Ibn Arabi (mit ihm sind wir wieder bei Karl Rahner), Jung, Kant, Luther, Melanchthon, Neurath (der Dorothea vorausgesehen hat), Owen, Pirandello, Quine (mag ich überhaupt nicht; er ist nur dem Buchstaben geschuldet), Rahner, Sartre, Thomas, Unamuno (mit ihm sind wir wieder ganz nah beim Pochen

des Ungewordenen), Verdi, Wohnlich, Zhou Dunyi (womit wir wiederum beim Pochen des Nichtgeworden-seins angelangt sind).

Mit 56 schwärmt man nicht mehr, man lächelt aber immer noch gern. Und ist kritisch, hat angelesene pauschale Vorbehalte in der Hinterhand – der Rauch kehrt nur sehr angestrengt in einen (nunmehr) verschlossenen Himmel zurück (Seite 11). Immer wieder sehe ich, lese ich die maßarme Anhimmlung von Männern, bin hin- und hergezogen zwischen der Enttäuschung darüber, daß ein weit angelegter Gedanke nun wieder auf das heruntergeredet wird, was Heine zu seinem berühmten Diktum („Ach, die schreibenden Frauen...“) veranlasst hat, und dem Verdruß darüber, dass ich da wohl nie gemeint bin. Nur nebenbei: Wie viele Frauen, die hämisch Goethes Frauenbild zerzausen, tun dies nur, weil sie wissen, dass sie selber in ihm niemals gemeint sein könnten, auch nicht über die Brücke der Zeit? Und sollte es wirklich der gute alte Freund sein, der dafür die Verantwortung zu tragen hat?

Dies wird noch zu diskutieren sein, aber das ist auch gut so, denn Dorothea entlässt uns ja nicht in die endgültige Wahrheit des ultimativen Wissens oder Fühlens; sie

bindet uns ein in das Gespräch über das pochende Nichtgewordensein; ich kann mich an diesem Gedanken einfach nicht sattdenken.

Der Widerspruch des pochenden Ungewordenseins entspricht der Wortlosigkeit, die bei der Dichterin natürlich Worte findet und sich somit selber überwindet, zumal sich diese Wortlosigkeit aus Muskeln und Knochen zusammensetzt. Sie ist so körperlich wie das pochende Nichtgewordensein; mit dem Schild der Zuversicht wird sie überwunden. Manchmal muß man sich zu seinem Glück anstrengen, den Boxball aufhängen oder ein Fitness-Studio besuchen. Die vom Leben Gebeutelten und die vom Glück Beregneten sind Dorotheas Kinder, und sie schlägt sich – man kann sagen, was man will – auf keine Seite (außer, wie Marie Luise Kaschnitz, auf die Seite der Gerechten), nicht einmal auf ihre eigene. Sie durchkreuzt ihre eigenen Sätze im Bewusstsein, ihr gutes Recht zu sein.

Es sind oft Landschaften und Naturereignisse, die Knistersplitterwelt des Winters, das blütenerstaunte Haus. „Nie wird der Klang sich ganz verlieren“, heißt es hier. Ich will mich an deinen Gedichten beteiligen. Weil sie mich so lebendig machen. Ich bin das Kind in den

Wiegegifeln der Weidenkätzchen, ich bin der nur im Bild zu lesende Schwanenzug, der Verse baut. Das „seichte Satt“ des Nils behagt mir nicht ganz so gut. Und dass ich nicht mit jeder Zeile gemeint bin, behagt mir noch weniger.

Ich frage mich, wie es den Frauen ergeht, die deine Gedichte lesen. Ob sie merken, dass der Titel „Jenseits der Haut“ eine geschickte Verstellung, beinahe eine List ist? Daß du mit dem „jenseits“ eine Grenze ziehst, deren Berechtigung, ja deren Vorhandensein du in fast jedem deiner Gedichte widerlegst? In meiner typischen Männerphantasie stelle ich mir vor, wie sich die Frauen seufzend in eine Chaiselongue schmiegen, Lieder der Sehnsucht auf den Lidern, deine Gedichte nachklingen lassend im pochenden Nichtgewordenen. Als Mann verfüge ich nicht über eine Chaiselongue. Aber immerhin: Singen kann ich! Und damit bin ich der Freundschaft auf der Spur, die ja auch eine Sängerin ist. Die sich singt wie ein Spaziergang im Frühlingmorgen (Seite 101).

So werde ich nun im späten Licht stehen, meine Flügel trocknend. Das Haus mit Reisingtür habe ich gesehen – mag es sich, magst du es noch so gut verstecken an jenem Ort, an dem sich der Fluß in den See verströmt (Seite 112). Nasse Flügel tragen schlecht, das weiß jeder Schwan.